



Nr. 5

Donnerstag, den 4. Februar 1904.

19. Jahrgang

Nalefund.

Im hohen Nord, wo aus dem Meer
Ein lieblich Eiland sich erhebt
Und wo der Fels so hoch und hehr
Aus dunkler Tiefe aufwärts strebt.
Dort, wo des Nordens Schnee und Eis
Das Land umgibt mit starker Kette,
Dort schufen Arbeit, Müß' und Fleiß
Den Menschen eine traute Stätte.

Und langsam blüht die Stadt empor.
Zum Garten wird der Felsengrund
Und stillen Glückes Blumenflor
Brangt selbst im Eis um Nalefund.
Und wenn des Sommers Sonne lacht,
Dann wird's lebendig an dem Strande:
Dann bringt so manche stolze Nacht
Die Gäste selbst aus fernem Lande.

Doch plötzlich hallt ein Schrei der Noth,
Hallt des Entsetzens Ruf daher:
Des Feuers rothe Flamme loht
Und färbt mit dunkler Gluth das Meer.
Was Müß' und Fleiß in stillem Glück
In langer Zeit geschaffen haben,
Ward nun in einem Augenblick
Gestürzt, vernichtet und begraben.

Doch eh' der Nothruf noch verhallt,
Stöht schon ein Schiff vom deutschen Strand,
Die Fluthen theilend mit Gewal',
Der Kaiser hat es ausgesandt,
Und werthvoll ist des Schiffes Last;
Sie birgt, was die Entblöhten brauchen,
Und helfend naht der deutsche Gast,
Da noch die Trümmer glühend rauchen.

Das war des Kaisers rasche That,
Des Kaisers That, so hoch und hehr.
Sie leuchtet auf des Schiffes Pfad
Voran hell strahlend über's Meer.
Nicht sucht er erst nach schönem Wort,
Daß man sein Mitempfinden merke:
Raum scholl die Kunde und sofort
Griff er zum großen Rettungswerke.

Vielleicht steht mancher kleine Geist
Besäunt von solcher Größe da,
Der unzufrieden kitzelnd meist
Empor zum deutschen Kaiser sah.
Hat Einer nur so schnell gedacht,
Solch einer That, wie sie zur Stunde
Der Noth der Kaiser hat vollbracht?
Hat Einer das in weiter Munde? — —

Stolz darf das deutsche Vaterland
Auf seinen edlen Kaiser schau'n,
Darf seinem Herzen, seiner Hand
Und seiner Willenskraft vertrau'n.
Und wenn im fernen Norden sich
Die Reichbesessenen vor ihm neigen,
Dann soll der Deutsche sicherlich
Nicht seines Herzens Dank verschweigen! —
Magdeb. General-Anz.

Nachdruck verboten.

Als er sich nicht besann — —

Humoreske von Franz Karl Gleichheim.

Die Lisbeth war immer ein verwöhntes Kind gewesen. Na; ja sie war das einzige Mädchen unter sechs Geschwistern und ihr jüngster Bruder war nahezu acht Jahre älter als sie. Schon das macht manches erklärlich. Aber sie blieb auch stets ein feines und zartes Ding, auf das die Eltern besondere Rücksicht nehmen zu müssen glaubten, obwohl es lerngesund war. Und so kam's halt, daß die Lisbeth nicht nur ein recht verwöhntes, sondern auch ein recht verzogenes Kind wurde.

Die geringste Andeutung irgend eines Wunsches genügte schon, ihn zu erfüllen. Denn ihr Vater hatte es „gottseidank“ wie er immer sagte, nicht nöthig, einen Groschen erst zehnmal herumzudrehen, ehe er ihn ausgab. Des Lebens rauhe Seiten blieben ihr mithin erspart. Und Klein-Lisbeth durfte sich als Königin fühlen, auch dann noch, als sie groß genug war, um in die Gesellschaft eingeführt zu werden.

Doch das ist nun so ein eigen Ding um das menschliche Herz. Es will immer noch mehr, als es haben kann. Und auch Lisbeth war nicht so glücklich und zufrieden, wie ihre Eltern und Bekannten erwarteten. Was wollte sie denn nun eigentlich? Sie war hübsch, reich, eine vielbegehrte Parthie. Und sie brauchte nur zu wählen. Aber daran dachte sie gar nicht. Im Gegentheil. Alle ihre Verehrer waren ihr zuwider, weil diese sie nur umschmei-
kelten und stets auf dem Sprünge standen, ihr einen Gefallen

zu erweisen. „Sind das Männer?“ sagte sie sich. „Männer, die sich so erniedrigen und doch so selbstbewußt und stark sein wollen? Nein. Wen ich nehme, der muß wissen, daß er Herr ist. Der darf kein Wackelklappen sein.“ Bardon, aber sie sprach wirklich von Wackelklappen. Ich wasche also dieses depektilischen Ausdrucks halber meine Feder in Unschuld.

Und da kam mal einer, der so ganz anders schien. Bodo war ein stattlicher Kerl, ein wahrer Riese, mit einem frischen etwas geröthetem Gesicht und einem großen Schnurrbart. Und der freche Mensch machte gar nicht viel Federlesens. Eines schönen Abends, als sie im Garten promenirten und etwas abseits der Gesellschaft gerathen waren, da schlang er seine Arme um sie, fest, daß das zierliche Fingerringchen Elisabeths schier zu zerbrechen drohte, und da küßte er sie einfach auf den rothen feinen Mund, ehe sie auch nur „Pap“ sagen konnte. Unter uns: sie hätte sich doch nicht gewehrt, auch wenn sie gekonnt hätte.

So war Elisabeth auf einmal verlobt.

Die Brautzeit dauerte nicht lange. Und noch am Hochzeitstage wählte sie all ihre Wünsche erfüllt. Nun hatte sie nicht einen Mann, sondern einen Herrn, der in ihr wohl nicht nur, wie alle die übrigen, ein zierliches Püppchen, ein angenehmes Spielzeug, sondern das Weib sieht. Und das dünkte ihr fast wie eine Sensation.

Aber es wurde eine große Enttäuschung.

Bodos Schwiegervater hatte nämlich den neugebackenen Ehemann vor der Trauung mal auf Seite genommen und ihm eine lange freundschaftliche Pause gehalten. „Lieber Junge“, so etwa hatte er zu ihm gesprochen. „Lieber Junge, ich gebe dir das Beste, was ich habe. Wehe dir, wenn du mein Kind, meine Elisabeth nicht glücklich machst. Und dann bitte ich dich eins. Elisabeth ist immer ein zartes Wesen gewesen, das nur rücksichtsvoll behandelt werden darf, soll sie nicht an ihrer Gesundheit Schaden leiden. Mache dich also ein wenig darnach. Verursache ihr keine Aufregung, vermeide allen Ärger — na, du verstehst mich schon. Und erfülle ihr alle Wünsche. Wenn dir etwas zu viel dünkt, so muße nicht auf. Rede dann nur ruhig mit mir. Ich helfe den Verhältnissen Rechnung tragen. Und also nochmals, mein lieber Bodo, mache sie glücklich.“

Und Bodo, der sein Weibchen aufrichtig liebte, reichte seinem Schwiegervater die Hand und sagte: „Selbstredend. Es hätte dieses Hinweises gar nicht erst bedurft.“

„Das freut mich“, gab Elisabeths Erzeuger zurück. „Und nun wollen wir gehen.“

Daher die große Enttäuschung Elisabeths. Es war wie immer. Nur daß früher viele sich bemühten, ihr zu dienen, was jetzt nur einer — ihr Mann — that. Und ein böser Zorn packte sie. „Gut“ schwor sie sich zu. „Wenn du auch so ein Wackelklappen bist“ — Elisabeth schreint nun einmal eine Vorliebe für dieses Wort zu haben — „so sollst du fühlen, daß ich dich als solchen behandle.“ Und von da an wurde sie launisch, nervös, gereizt, kurzum, alles mögliche, was nicht schön ist. Und Bodo schüttelte oft ärgerlich den Kopf, wenn er allein war, und dachte: „Das hätt' ich hinter der kleinen Heze doch nicht gesucht. Die Weiber sind eben alle gleich.“ Manchmal auch drohte ihn der Ingrimm zu übermannen, eine heftige Entgegnung lag ihm auf den Lippen. Immer aber besann er sich wieder auf das, was man ihm vor der Trauung gesagt hatte. Daß er Rücksicht nehmen müsse. Und folglich nahm er, der sein Frauchen trotz allem gern hatte und froh und glücklich war, wenn er sie küssen durfte, Rücksicht.

Und das war nun ein glückliches Eheleben.

Eine kleine Leidenschaft hatte Bodo, keine schlimme. In jeder Hinsicht war er nämlich ein Musterknecht, den seine Freunde nur für den größten Pantoffelhelfen hielten, der je auf Gottes schöner Erde gewandelt. Nein, er hatte eine Vorliebe für schöne und seltene Antiken, für deren Erwerbung er oftmals große Summen aufwandte. Nun hatte er mit Hilfe eines Freundes eine kostbare Vase erhalten, den Clou seiner Sammlung. Und wie das bei manchem ist, was man noch nicht lange besitzt: er konnte sich stundenlang am Anblick der Vase erfreuen. Mag schließlich der Ausdruck „stundenlang“ auch etwas zu weit hergeholt sein: Thatsache war jedenfalls, daß er ihr mehr Zeit widmete, als Elisabeth für nothwendig hielt.

Sie sagte ihm das einmal. Er indessen lachte nur, nahm ihren Nackenkopf zwischen seine Hände und meinte: „Schau mal einer an, mein Püppchen ist eifersüchtig. Ist eifersüchtig auf einen tobtten Gegenstand. Wer hätte das geglaubt?“

„Ach was, eifersüchtig. Du vernachlässigst mich eines solchen dummen Dinges halber. Und das behagt mir nicht. Und dann sollst du mich auch nicht Püppchen nennen.“

„Wer ist denn das schlimm?“ lachte er wieder. „Was bist du denn anders, als mein süßes kleines Püppchen, um das mich alle beneiden.“

„Ich will aber keins sein. Ich bin kein Spielzeug, ich bin deine Frau.“

Und ihre Augen blühten lebhaft.

„Natürlich, du bist doch meine Frau. Mehr als das, meine Königin, meine Herrin.“

In ihr tobte es. Das war es ja gerade, was sie so hasste. Dieses ewigellunterwerfen, diese immerwährende Demuth.

„Bitte mein Lieber —“ jetzt klang ihre Stimme recht gereizt. „Du kommst vom Thema ab. Es handelt sich ja gar nicht darum, es handelt sich um deine Vase. Die ist dein Heiligtum geworden, vor der muß ich zurücktreten. Meinst du, ich fühle das nicht. Aber ich habe keine Lust, mich so behandeln zu lassen.“

Er lachte noch immer.

„Lieberes Kind, deine Empörung ist mir räthselhaft. Warum gönnt du mir denn nicht ein solch harmloses Vergnügen?“

„Harmloses Vergnügen. Ein nettes harmloses, ob dem ich dich dir Nebensache werde! Doch das muß ein Ende nehmen, ich sag's dir. Und es nimmt ein Ende.“

Ihm schien heute einmal nichts die Laune verderben zu können.

„Wie willst du denn das anstellen?“ fragte er. „Du willst doch nicht etwa gar zu deiner Mutter zurückkehren und mich als unglücklichen Mann hier allein zurücklassen?“

Das klang in der That wie leichter Spott. Und der machte sie erst recht aufgebracht. Sie zitterte am ganzen Körper. Die Fäuste ballte sie, diese kleinen Fäuste. Und sie rief:

„Das sollst du schon sehen, was ich mache.“

Und ehe er sie hindern konnte, hatte sie die Vase gepackt, die im nächsten Augenblicke auch schon zertrümmert auf der Erde lag.

„So!“

Da wurde ihm die Sache doch zu bunt. Die Vase, die er mit zweitausend Mark bezahlt hatte, in Scherben. Einer Kaprixe seines Weibchens halber! Der Ehemann in ihm empörte sich zwar nicht, aber der tief verletzte Sammler. Und diesmal bejaunt er sich gar nicht. Im Gegentheil. „Bist du so ein Rindskopf“, rief er „so mußt du auch wie ein Rind bestraft werden.“ Und im nächsten Augenblick schrie sie entsetzt auf und hielt sich die rechte Wange. Er hatte ihr eine Ohrfeige versetzt, eine, die nicht von schlechten Eltern war. —

Aber auch schon that es ihm bitter leid. Was hat er nun gemacht? Wie konnte er sich soweit hinreißten lassen und so ganz vergessen, was ihm sein Schwiegervater auf die Seele gebunden hatte. Er, der gewaltige Mann, hat sein armes zartes Weibchen geohrfeigt. Das wird sie ihm nie verzeihen, das läßt sich nie mehr gut machen.

Noch sah sie ihn wie versteinert an, als er jetzt, wie unter der Wucht eines schweren Schuldbewußtseins zusammengeknickt, auf sie zuging, um sie um Vergebung zu bitten. Zum Glück, so sagte er sich später, kam er nicht soweit. Denn jetzt flog sie ihm plötzlich an den Hals und rief, halb unter Thränen: „Bitte, bitte, trag es mir nicht nach. Ich seh' es ja ein, ich bin ein ganz schlimmes Geschöpf, das nichts als Schläge verdient. Aber ich verspreche dir hoch und heilig, es soll nicht mehr vorkommen. Nicht, du lieber guter Mann du, du bist mir nicht böse. —“

Und da begriff er auf einmal, was sie meinte.

Er hat sie seitdem zwar nicht mehr geohrfeigt. Aber beide sind nun glücklich. Sie ist nicht mehr launisch, nicht im geringsten. Und er ist ihr Herr geworden und ihr Abgott. Denn nun weiß er, daß er ein Mann sein muß.

Vom Reichstag.

Hier sitzt ein Mann und dort ein Mann

Und weiter weg noch einer

Und einer redet was er kann,

Zuhören thut doch keiner.

Er redet hin, er redet her,

Und ohne viel zu denken,

Man redet ja dort immer so

Und meist vor — leeren Bänken.

Man redet früh und redet spät,

Man redet unverdrossen,

Und was geschehen soll, das wird

Nach Ostern erst beschlossen.

Wau-wau.

Bin-wau.

Sie (vor einem hochmodernen Bilde): „Ich möchte wissen, warum sie dies Bild hier aufgehängt haben!“
Er: „Jedenfalls weil ich den Künstler nicht erwischt haben!“

Scholerische Evolution.
Feldwebel: „Ganzes Bataillon marsch! (Bemerkst, daß ein Rekrut mit dem rechten Fuß angetreten ist, zwei Füße nebeneinander) Himmel Donnerwetter, welches Deufstern ist denn da mit beiden Füßen zugleich angetreten?“

Au oben!

Kapitän (erzählend): „Und um das Schiff heben zu können, mußten sechs Leichter geholt werden.“

Sachse (nachdenklich): „Au ja! Da unten ist's aber noch sehr, sehr dunkel.“

Saer in der Suppe.

„Kellner, ah, lassen Sie die Suppe mal rasiren!“

Lohnende Bestellung.

Freund: „Was, ist denn das Porträt der Frau Kommerzienrath noch nicht fertig? Da machst Du ja eine Ewigkeit daran!“

Malier: „Ach, das ist schon fertig gewesen; ich muß es nur entsprechend ändern, jedesmal, wenn die Frau ihre Haarfarbe und Teint ändert, damit es immer ähnlich ist.“

Aus der Schule.

Lehrer: „Maier, Ihre Arbeit ist wieder hodenlos schlecht ausgefallen — sie fängt schon damit an, daß am Ende der Punkt fehlt.“

Heutige Jugend.

Junger Mann (zum anderen): „Oho, Fred! Du drehst Dir die Cigaretten selbst?“

„Ja, der Arzt hat mir Bewegung verordnet!“

Ein Reibischer.

Erster Gast (eine Zeitung, in der er gelesen hat, weglegend): „Dieser Lebaudy, wie ich ihn beneide!“

Zweiter Gast: „Wieso? Wegen des lumpigen Sahara-Vorferreichs.“

Erster Gast: „Ach nee, bloß weil er auf seinen Familiennamen verzichtet hat.“

Zweiter Gast: „Heißen Sie denn auch Lebaudy?“

Erster Gast: „Nee. Ich heiße Emanuel Warzenschwein.“

Autler Latein.

A. — — „Sie haben ja letzten Sommer eine flotte Autlertour nach Paris gemacht, Gnädige? Nun, wie hat Ihnen denn meine Heimath, der Schwarzwalb gefallen? Großartig, nicht wahr?“

B. — — „Ach Gott, davon habe ich leider gar nichts gesehen; denken Sie sich, ich mußte gerade niesen — und da waren wir schon durch!“

Merkwürdig.

Professor (ein neues Kissen mit der Inschrift „Ruhe sanft“ am Sofa erblickend): „Wie kommt nur dieser Grabstein auf mein Sofa?“

Der Proß.

Arzt (zum Proß): „Sie müssen unbedingt, um abzunehmen, Holz hacken!“

Proß: „Na, damit es nicht so gewöhnlich aussieht, werd' ich zusammenhacken ne alte Kollodierinrichtung!“

Liebe Jugend.

Nora sitzt abends in ihrem Bettchen und spricht ihr Nachtgebet. Da höre ich, wie sie lezt — Worte sich nach eigenem Gutdünken zurechtlegend:

„Gib' ich Unrecht heut gethan —

Geh's Dich, lieber Gott, nichts an.“

Wahres Geschichtchen.

Zwei deutsche Maler sitzen zufällig in der Campagne ziemlich nahe bei einander an der Arbeit, ein Dresdener und ein Berliner, ein Künstler und ein Macher. Endlich machen sie sich mit einander bekannt, und der Künstler wundert sich, als er auf dem Bilde des anderen „die bekannten“ glutfarbenen, fastigen, rothen blauen, grünen für Italien „charakteristischen“ Töne findet. „Aber sehen Sie das denn auch wirklich so?“ fragte er. Der andere: „Ja, wenn ich das nicht so malen würde, dann lobt et mir doch keiner, daß ich hier war. —“

Unerwartete Aufklärung.

Scene: Straßenbahn-Wagen.

„Jetzt möchte ich aber doch wissen, warum Sie fortwährend meine Frau fixiren?“

„Muß ich das sagen?“

„Natürlich, das verlang ich!“

„Ja, Kham'n Sie, so oft ich sie betrachte, denk ich mir, die möchte ich nicht!“

Selbsterkenntniß.

Professor der Physik: „Fräulein Else, wollen Sie mir mal definiren, was man unter Licht versteht?“

Else: „Licht ist alles das, was man sehen kann.“

Professor: „Das dürfte doch nicht ganz stimmen. Sie sehen doch zum Beispiel mich, und ich bin doch gerade kein Licht.“

DER VOLKS-ANWALT

Das „eingebrachte Gut“ im Mietspfandrech.

Der Vermieter hat für seine Forderungen aus dem Mietsverhältnis ein Pfandrecht an den eingebrachten Sachen des Mieters. Forderungen aus dem Mietverhältnis sind vor allem natürlich die Ansprüche auf Zahlung des Mietzinses. Aber auch Ansprüche auf Schadenersatz wegen einer etwa vom Mieter verursachten Beschädigung oder Verschlechterung der Mietsache genießen den Schutz des Pfandrechts. Der Begriff des Pfandrechts ist der, daß man für seine Forderung Befriedigung aus der Pfandsache suchen kann, und zwar durch Verkauf der Pfandsache.

Das Pfandrecht des Vermieters umfaßt nur die dem Mieter gehörigen Sachen, nicht aber auch die der Ehefrau und den Kindern des Mieters gehörigen Sachen. Von besonderer praktischer Wichtigkeit ist diese Bestimmung für die der Ehefrau gehörigen Sachen. Leben die Eheleute in Gütergemeinschaft, so sind zwar alle Sachen gemeinsames Eigentum der Eheleute, und dann erstreckt sich das Pfandrecht des Vermieters auf alle Sachen, die ja eben weder dem Manne noch der Frau besonders gehören, sondern beiden gemeinsam. Anders ist dies aber, wenn die Eheleute entweder in völliger Gütertrennung leben oder in dem nach dem bürgerlichen Gesetzbuch bestehenden System der sogenannten „Verwaltungsgemeinschaft“ oder des „eingebrachten Guts“. In solchen Fällen steht das Eigentum an den von der Ehefrau eingebrachten Sachen dieser zu; der Mann hat nur das Recht der Verwaltung, das ja z. B. bei Möbeln irgend eine praktische Bedeutung nicht hat — bei dem System der völligen Gütertrennung hat der Mann auch dieses Recht nicht.

Derartige eingebrachte Gut untersteht dem Pfandrecht des Vermieters nicht. Uebt der Vermieter, wie dies die Regel bildet, sein Pfandrecht durch eine seitens des Gerichtsvollziehers ausgeführte Pfändung aus, so gestaltet sich das Verfahren in der Praxis gewöhnlich so: Da der Gerichtsvollzieher von vornherein annimmt und annehmen darf, daß die in der Wohnung des Mieters befindlichen Sachen diesem selbst gehören, so pfändet er, was er dort findet, ohne Rücksicht auf etwaige Widersprüche der angeblich eigentumsberechtigten Ehefrau — es sei denn, daß die Ehefrau auf irgend eine Weise ihm sofort ihr Eigentum wirklich nachweisen kann. Diese Pfändung muß nun zunächst von beiden Ehegatten respektiert werden. Will die Ehefrau dagegen einschreiten, so muß sie gegen den Vermieter auf Aufhebung der Pfändung klagen. Sind die gepfändeten Sachen bis 300 Mark wert, so klagt sie bei dem Amtsgericht, in dessen Bezirk die Pfändung vorgenommen worden ist — ohne Rücksicht also darauf, wo der Vermieter wohnt —; sind die Sachen mehr als 300 Mark wert, so klagt sie bei dem diesem Amtsgericht übergeordneten Landgericht, und braucht dann einen bei dem Landgericht zugelassenen Rechtsanwalt zur Anstellung der Klage. In all solchen Prozessen muß die Ehefrau dann ihr Eigentum an den von ihr in Anspruch genommenen Sachen beweisen. Ein solcher Beweis wird oft sehr schwer zu führen sein. Vorsichtige Eheleute, die nicht in Gütergemeinschaft leben, werden daher in vielen Fällen gut tun, von vornherein bei Eingehung der Ehe eine Liste derjenigen Gegenstände zu machen, die die Frau in die Ehe mit einbringt, und möglichst unverdächtige, d. h. fremde (nicht verwandte) Personen von vornherein mit den Eigentumsverhältnissen an den eingebrachten Sachen soweit vertraut zu machen, daß sie im Prozesse als glaubwürdige und uninteressierte Zeugen in Betracht kommen.

Vom Standpunkt des Vermieters ist andererseits anzuraten, daß er bei Verträgen mit Ehegatten grundsätzlich verlangt, daß als Mieter nicht nur der Ehemann, sondern stets auch die Ehefrau mit auftritt, bei schriftlichen Mietverträgen also mit unterschreiben muß. Denn in solchem Falle hat der Vermieter natürlich zwei Verpflichtete, und er kann sich dann wegen seiner Mietsforderungen an die Sachen der Frau auch in den Fällen halten, in denen die Mieter nicht in Gütergemeinschaft leben, sondern in Gütertrennung oder im System des eingebrachten Gutes.

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil Bommert in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion: Chefredakteur Moriz Schäfer, Wiesbaden.

Patente etc. erwirkt 3609
Ernst Franko, Ctr.-Ing.
Bahnhofstr. 16



Nr. 29.

(2. Beilage)

Donnerstag, den 4. Februar

1904

Unser Einziger.

Roman von Th. Schmidt.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Sie werden Ihre Freude daran haben, Herr Sedels“, sagte er, den stumm dastehenden Alten, dem die Sache noch nicht so recht einleuchten wollte, auf die Schulter klopfend. „Sie haben einen grundgescheiten, praktisch und theoretisch gleich tüchtigen Herrn Sohn“, sagte er, als Max einen Augenblick das Zimmer verließ. „Der wird den anderen Bauherren hier noch zeigen, was wahre, echte Baukunst ist.“

Der Alte hörte zwar das Lob seines Sohnes gern, aber der Gedanke, daß er schon in ein paar Wochen sein Haus räumen und von ihm und seinem Garten, von den vielen jungen und alten Bäumen, die er gepflanzt und gepflegt und heranwachsen gesehen, von seinen vielen Blumen, die er wie kleine Kinder gehütet und gehegt hatte, Abschied nehmen sollte, wollte ihm gar nicht in den Sinn.

„Erlauben Sie mal, Herr Wolf“, sagte er ernst. „Wir sind doch übereingekommen, daß ich Ihnen am 1. Mai nächsten Jahres Haus und Garten abzutreten habe?“

„Ganz richtig, ich will ja auch gern, daß Sie so lange hier bleiben, denn mitten im Winter läßt sich schlecht umziehen, aber Ihr Sohn meint, daß das unmöglich ginge; er würde, wenn er erst im Mai mit dem Bau der Häuser beginnen könne, bis zum Herbst nicht fertig, und das bedeutet einen Verlust an Miete für ein volles halbes Jahr.“

„Ja — aber, wo soll ich hin?“ fragte der Alte mißgestimmt.

„Seien Sie ohne Sorge, ich habe für den Fall, daß Sie unsern Vorschlag annehmen, schon eine kleine reizende Wohnung für Sie bereit stehen, — eine prächtige Wohnung, sage ich Ihnen — mit schönem großen Garten. Der Besitzer derselben hat mir die Verwaltung übertragen. Der wohnt nämlich in Berlin.“

„Sooo!“ staunte Vater Sedels. Und wo liegt denn das Haus?“

„O, in einer feinen Gegend, eine halbe Stunde von hier, in Döhren, am Ende einer Villenkolonie. Haus und Garten sind so recht für alte Leute geeignet, die sich zur Ruhe setzen wollen. Der Mietpreis ist Bagatelle — drei, höchstens vierhundert Mark, dem Vermietter kommt es garnicht auf die Höhe der Miete an, wenn er nur die Gewissheit hat, daß der Garten und das Haus in gutem Stande gehalten werden.“

Das war ein Vorschlag, der sich hören ließ. Vater Sedels hatte schon immer daran gedacht, wenn er sich einmal zur Ruhe setzte, in einem der Vororte sich niederzulassen. Das wilde Gassen und Gagen einer Großstadt war ihm, der vom Lande stammte, von jeher zuwider gewesen.

„Ich will die Sache erst mit meiner Frau besprechen und mir die Wohnung ansehen. Gefällt sie mir, bin ich damit einverstanden“, sagte er, schon halb für den Plan Wolfs gewonnen.

„Gut, thun Sie das. Morgen können Sie die Wohnung besuchen. Sie verstehen doch, es geschieht alles im Interesse Ihres Sohnes, ich würde Ihnen sonst dieses Opfer nicht anmuthen.“

Max trat wieder ein.

„Ihr Vater ist damit einverstanden, daß Sie hier gleich nach dem Feste mit den Vorarbeiten beginnen. Morgen Nachmittag fahren wir zur Besichtigung der neuen Wohnung nach Döhren“, bemerkte Wolf schnell.

„Wirklich, könntest Du Dich schon gleich nach dem Feste zum Umziehen entschließen, Vater?“ rief Max erfreut.

„Ich will erst mit Deiner Mutter darüber sprechen. Wenn es Dir nützen kann, muß ich wohl in den sauren Apfel beißen. Ich weiß nur nicht, was ich mit dem Treibhause und den vielen Obstbäumen und Blumen anfangen soll.“

„Wird meistbietend verflopt, Vater! Kannst 'n schönes Geld herauschlagen. Hier, das ist Ihre Sache, Herr Wolf. Sie verstehen sich ja auf Verkäufe. Auch wegen der Wohnung müssen Sie Rath schaffen, das versprochen Sie mir.“

Der Mäler lächelte schlau.

„Ist ja schon alles in Ordnung, Herr Architekt. Werde, wenn Sie mir, Herr Sedels, den Verkauf Ihrer Immobilien übertragen, das Geschäft schon zu Ihrer Zufriedenheit erledigen. Auktionen abzuhalten, ist meine Spezialität.“

Am nächsten Tage holte Wolf den Alten ab und fuhr mit ihm auf der „Elektrischen“ nach Döhren. Zwar hatten sie von diesem fast 4 Kilometer von Vater Sedels Wohnung entfernten Orte bis zu der bezeichneten Wohnung noch eine halbe Stunde abseits der Landstraße nach Hilbesheim zu gehen — die Entfernung entsprach demnach nicht der Angabe Wolfs — aber der Alte schien das kaum zu merken. Wolf wußte ihm die Lage des „Häuschens und den „herrlichen Garten“ in solcher verlockenden Weise zu schildern, daß der Alte gar nicht merkte, wie ungebührlich lang sich der Weg auf der einsamen Nebenstraße hinzog.

Endlich war man an Ort und Stelle.

„Aber das ist ja eine herrschaftliche Wohnung“, rief Sedels enttäuscht, als sie vor einem großen neuen Gebäude mitten in einem fast baum- und strauchlosen Garten standen.

Wolf lachte über die Naivität des Alten.

„Ja, Herr Sedels, diese Villa bekommen Sie nun nicht für vierhundert Mark, die gehört einem Herrn Mieske in Berlin, der will hier im Sommer wohnen. Aber dort drüben, wo der Garten zu Ende ist, steht ein zweites Haus, auch ganz neu, das soll Ihre neue Wohnung werden. Bitte folgen Sie mir.“

Wolf schloß das eiserne Thor der Villa auf und führte den Alten durch den langen öden Garten zu einem einfachen Gebäude, das am Rande des großen Gartens lag und mit seiner Wagenremise und den Stallungen einer Kutscherwohnung gleich.

„Na, wie gefällt Ihnen das Häuschen — nett, was? Und erst der Garten — alles Boden erster Güte. Freilich, es ist noch ein bißchen kahl darin“, sagte er, als er das lange Gesicht Vater Sedels sah. „Das macht, daß alles noch neu und unfertig ist. Aber das muß Ihnen ja ein Vergnügen bereiten, sich hier ganz nach Laune einrichten zu können.“

Wolf schloß die Thür des Häuschens auf und ließ den Alten voraufgehen.

Wohnung, wenn man sie nicht aus dem Hause herausschleppen will. Vater Sedels sah sich alles genau an. Platz war genug vorhanden — er war in dieser Hinsicht nicht verbohnt. Die Wohnung mißfiel ihm gerade nicht; es ließ sich aus dem Hause und seiner Umgebung wohl etwas machen.

„Und wo ist denn der zu diesem Häuschen gehörige Garten?“ fragte er, als sie wieder vor die Thür traten.

Wolf machte eine Handbewegung über das ganze von einer hohen arg verwilderten Heide umschlossene Grundstück. Das hier ist alles Ihr demnächstiges Feld der Thätigkeit.“

„Über diesen Garten gehört doch dem Besitzer der Villa?“

„Freilich, wie dieses Haus auch, da aber der Herr Wieseler etwa nur drei Monate im Sommer die Villa bewohnt, so hat die Bebauung des Gartens für ihn keinen Zweck. Die Hauptsache ist, daß jemand hier ständig auf dem Grundstück wohnt, den Garten in Ordnung hält und sonst nach dem rechten sieht. Ich rathe Ihnen, das Häuschen zu mieten, wenn Sie wollen, können Sie, der gelernte Gärtner, aus dem Garten das zehnfache des Miethspreises herauswirtschaften.“

Das war nun arg übertrieben, aber Vater Sedels überließ sich doch schnell, daß sich aus dem großen Garten etwas machen ließ. Und dieser Umstand reizte ihn, seine Kunst an ihm zu versuchen. Der Boden war in der That vorzüglich, viel besser, als der leichte sandige Boden in der Gartengemeinde. Trotzdem entschied er sich nicht gleich, sondern ging, mit scharf prüfenden Augen alles musternd, weiter dem Hauptgebäude zu.

„Na, Sie zögern doch nicht etwa?“ fragte Wolf. „Hundert andere Ihres Berufes würden sich die Finger danach lecken, auf diesem schönen Lande so gut wie alleiniger Besitzer herrschen zu können und das für eine Bagatelle von 400 Mark.“

„Ich will's mir überlegen“, sagte Vater Sedels. „In diesen Garten muß erst viel hineingesteckt werden, ehe man etwas aus ihm herausholen kann.“

Wolf rebete nicht weiter auf ihn ein. Dagegen schleifte er den Alten in Döhren in eine Wirtschaft, wo er einige Flaschen Wein zum Besten gab. Diese wirkten denn auch besser auf den Alten, als seine Ueberredungskunst. —

Als er sich nach einigen Stunden mit Vater Sedels, der einen gehörigen Schwips hatte, in die Straßenbahn setzte, da befand sich dessen Name unter einem „Miethsvertrag“, der ihn, den freien Mann, in die Stellung eines herrschaftlichen Tagelöhners zwang, der jedes Winkes seines Herrn gewärtig sein mußte.

Bizar rebete Sedels gegen seine Frau und Lieschen in den nächsten Tagen immer nur von der „neuen schönen Wohnung und dem großen prächtigen Garten mit dahintergelegenen Wald“, aber das that er nur, um den Weiden, denen das so schnelle Verlassen ihres alten Besitzthums schlaflose Nächte verursachte, das Herz zu erleichtern.

„Es geschieht ja alles für das Fortkommen unseres Max“, beschwichtigte er die Bedenken seiner Frau, während er den traurigen und vorwurfsvoll auf sich gerichteten Blicken Lieschens, wie jemand, der ein schlechtes Gewissen hat, auswich.

Und nun begann für die drei Menschen, denen die Tage bislang in wohlthuernder Ordnung und Regelmäßigkeit dahingeflossen waren, eine unruhige und im höchsten Grade ungemüthliche Zeit.

Wenig nach dem Weihnachtsfeste begann Wolf mit dem Verkauf des großen Treibhauses und der Baumchulartikel. Dann kamen die überflüssigen Möbel und Wirtschaftsgüter an die Reihe. Vater Sedels behielt von allen nur soviel für sich, wie er zur Einrichtung der Wohnung des „neuen Gartens“ in Döhren benötigte. Die jungen Bäume, Pflanzsträucher und Blumen, die den Werth von mehreren tausend Mark repräsentierten, wurden unter Preis verkauft; es war eben Winter und zu dieser Zeit ist die Nachfrage danach nur gering.

Der Nachbar Sedels, der Lehrer, sah dem Treiben auf dem Grundstück nebenan kopfschüttelnd zu. In wenigen Tagen war das schöne Gewächshaus vom Erdboden verschwunden, der Garten zertwöhlt und zerstampft und nicht ein winziger Stachelbeerstrauch stand mehr darin — alles war „verfloppt“, wie es der Herr Sohn gewünscht hatte.

Häufig stand der Lehrer in diesen Tagen frierend an der niedrigen Hecke, die seinen Garten von dem des Nachbarn trennte, und sein Blick suchte dem Alten. Aber dieser mußte ganz genau, weshalb der Nachbar so grimmig über die Hecke schaute und ging ihm aus dem Wege. Vorwürfe bekam er ohnehin genug von seinen alten Bekannten und dem Lieschen zu hören. Weisfall fand seine Handlungsweise nur bei Wolf und seinem Sohne, die ihm in diesen Tagen allerdings mit Rath und That gern zur Seite standen.

ter von seinem Reiten. Sollte auf dem Reiterstande nicht ein wenig mehr sein, denn gleich nach seiner Ueberlieferung nach Döhren sollte „die alte schauerliche Bude“, wie Max das väterliche Haus recht pietätvoll nannte, niedergegriffen werden.

Max hatte für die drei, Lieschens und der Mutter wegen — diese klagte seit Wochen schon über heftige rheumatische Schmerzen — eine geschlossene Droschke bestellt.

Als der Wagen vor dem leeren Hause hielt und der Kutscher mit der Peitsche knallte, da biß der Alte die Zähne gewaltsam aufeinander, er wollte es niemand merken lassen, wie schwer ihm dieser letzte Schritt aus dem Hause, in dem er so glückliche Jahre verlebt hatte, ward. Max half erst Lieschen und dann der humpelnden Mutter in den Wagen; der Alte setzte sich ihnen stumm gegenüber.

Lieschen hustete fortwährend in ihr Taschentuch, sie wollte dem Bruder nicht zeigen, wie tief sie das Verlassen des väterlichen Hauses schmerzte und daß sich ihr gewaltsam die Thränen in die Augen drängten. Wie sie ihn in der ganzen Zeit seit dem Verlasse der Gärtnerei keines Blickes mehr gewürdigt hatte, so sagte sie ihm auch jetzt, da er sich zum ersten Male in ihrem Leben um sie und die Mutter besorgt zeigte — er schob ihr ein Kissen hinter den Rücken und hüllte die fröstelnde Mutter in Decken — doch kein Wort des Dankes; im Gegentheil, der Blick, den sie ihm zuwarf, als der Wagen abfuhr und er dem Vater und der Mutter mit den Worten: „Ich komme morgen sicher zu Euch hinaus“, die Hand drückte, war so voll von Haß und Verachtung, daß er es nicht wagte, auch ihr die Hand zu reichen.

„Der wird sich nicht oft in unserer neuen Wohnung blicken lassen, denn jetzt ist bei uns nichts mehr zu holen“, sagte sie unterwegs, mit verächtlichem Bücken des Mundes.

Die beiden Alten überhörten das harte, feindselige Wort des Krüppelchens gegen den Bruder. Diese beiden harmonierten ja seit der Zeit nicht mehr miteinander, als Max auf die höhere Schule kam und den Eltern viel Geld zu kosten anfangte.

Der Umzug von der eigenen Scholle in die ferne Miethswohnung, vor dem man gebangt hatte, gestaltete sich für die beiden Alten doch weniger unangenehm, als sie erwartet hatten. Der an alles denkende Wolf hatte in der neuen Wohnung in anerkennender Weise für den ersten Anfang gesorgt. Er hatte die Wohnräume inzwischen hübsch tapezieren, die Fußböden streichen und die beiden Stuben mit Decken, die am Tage des Einzuges der Alten eine mollige Wärme verbreiteten, versehen lassen; auch hatte er das aus der alten Wohnung herübergeschaffte Mobiliar in die Zimmer provisorisch, kurz, alles so einrichten lassen, daß der erste Eindruck, den die Wohnung auf die Miether machte, ein freundlicher war.

Dank dieser Vorsicht des schlauen Menschen gewöhnte sich die kleine Familie bald an ihre neue Umgebung und Vater Sedels ging, da der Winter außergewöhnlich milde war, muthig ans Werk. Zwar gefiel es ihm nicht, daß Wolf ihm, dem gelernten Gärtner, gleich nach dem Umzug mit einem Plan ins Haus rückte, nach dem er, so wünschte es der unbekannte Besitzer in Berlin, den Garten einzurichten und mit Pflanzsträuchern und Obstbäumen zu bepflanzen hatte; da jedoch der Plan gut war, so ließ er sich dieses Uebergeben seiner Person gefallen, war er doch im Falle des Mißlingens der einen oder anderen Anlage nun auch nicht dafür verantwortlich zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Herr mit dem schwarzen Vollbart.

Humoreske von M. Morgan.

(Nachdruck verboten.)

Herr Konrad Leubingen war ein alter Junggeselle. Er befand sich in sehr glücklichen Verhältnissen, die ihm in jeder Beziehung vollkommene Unabhängigkeit gestatteten. So ging er denn auch seine eigenen Wege, war in seinen Gewohnheiten sehr pedantisch und verkehrte nur mit einigen wenigen Freunden, die er aufrichtig schätzte und liebte. Die gesamte übrige Menschheit hingegen war ihm äußerst gleichgültig, und er hätte Jahre lang neben Jemand wohnen können, ohne daß er gewußt hätte, wie sein Nachbar heißt.

Zu Herrn Leubingen's langjährigen Gewohnheiten gehörte es auch, in jedem Frühjahr eine Schweizerreise zu machen.

Ende März vergangenen Jahres traf Herr Leubingen seine Vorbereitungen zur gewohnten Frühjahrstour. Herr Gehren, sein bester Freund, besuchte ihn noch am Abend vor seiner Abreise in seiner in der Vorstadt gelegenen, auf

Eleganteste ausgestatteten Villa. Am Bewußt, daß von ihm zu verabschieden, zog Herr Gehren ein kleines Etui aus seiner Tasche und bemerkte:

„Ich darf wohl annehmen, daß auch dieses Jahr Sie Ihr Weg nach Auzern führen wird. Sie würden mir dann einen sehr großen Gefallen tun, wenn Sie die Güte hätten, meinem Bruder, der, wie Sie ja wissen, dort seinen ständigen Aufenthalt hat, dieses kleine Kästchen zu übergeben. Es befindet sich darin ein Diamant von so großem Werte, daß ich Anstand nehme, ihn der Post anzuvertrauen.“

Für meine Freunde stehe ich jeder Zeit zur Verfügung,“ versetzte Leubingen. „Unter solchen Umständen würde ich mit größtem Vergnügen selbst den Koh-i-nor zum Reisegefährten haben.“

Die beiden Herren standen am Fenster des zu ebener Erde gelegenen Bibliothekszimmers, dessen Rouleaux zufällig hochgezogen war. Während Herr Leubingen das Etui an sich nahm und in die Tasche steckte, schweiften seine Blicke auf die Straße hinaus. In diesem Augenblick fiel das Licht der vor der Haustür stehenden Straßenlaterne auf das Gesicht eines Mannes, der gerade vorüberging — oder hatte er vielleicht dort gestanden? — ein auffallendes dunkles Gesicht, das von einem schwarzen Vadenbart umrahmt war.

Der Mann ging weiter; Leubingen trat rasch vom Fenster zurück.

„Von Ihrem Personal weiß doch hoffentlich Niemand, daß Sie mir diesen Auftrag gegeben haben?“ fragte er Gehren.

„Keine Menschenseele, mein lieber Freund. Das ist doch eine private Angelegenheit, die nur uns Beide angeht. Nur mein Prokurist weiß von der Existenz dieses Brillanten.“

„Was ist das für ein Mensch?“

„Was für ein Mensch? Genau so ein Mensch wie Sie und ich. Die personifizierte Rechtschaffenheit! Aber wegen fragen Sie denn?“

„Hat er vielleicht einen schwarzen Vadenbart?“

„Nein, grau, ja man könnte ihn schon weiß nennen. Aber was ist denn mit Ihnen? Sie sind ja so erschreckt. Haben Sie vielleicht Jemand gesehen?“

„Vorhin, als Sie mir das Etui übergaben, stand ein Mann am Laternenpfahl. Allem Anscheine nach hat er uns beobachtet und er mag wohl auch gehört haben, was zwischen uns gesprochen wurde.“

„Dann muß er ja noch auf der Straße sein,“ meinte Gehren, das Fenster aufmachend und seinen Kopf hinausstreckend. Leubingen folgte seinem Beispiel. Es war ein sternklarer Abend; Niemand war auf der Straße zu sehen, sie schienen wie ausgestorben.

„Es muß Jemand aus der Nachbarschaft gewesen sein, der in ein Haus getreten ist,“ erklärte Gehren, der das Fenster wieder schloß. „Keinesfalls kann er uns gehört haben und ich glaube auch nicht, daß er uns gesehen hat.“

Am nächsten Morgen trat Herr Leubingen seine Reise an. Er war gewohnt, über Frankfurt zu fahren und sich dort mehrere Tage aufzuhalten. In einem Abteil erster Klasse des Frankfurter Schnellzuges hatte er sich's bequem gemacht und, unbekümmert um seine Mitreisenden, vertiefte er sich in seine Zeitung. Etwa eine Stunde mochte er gelesen haben, als er die Zeitung weglegte und plötzlich erschreckt zusammenfuhr, denn er nahm wahr, daß der ihm gegenüber sitzende Herr ihn scharf fixierte. War ihm dieser Herr so vollkommen fremd, wie er es im ersten Augenblicke angenommen hatte? Hatte er dieses Gesicht nicht schon zuvor gesehen? Und wann? Und wo? Es war ein auffallendes Gesicht mit einem schwarzen Vadenbart. Und wie ein Blitz durchfuhr es jetzt Herrn Leubingens Geist, nun wußte er, wo er diesem Herrn schon begegnet war. Es war derselbe Mann, den er gestern Abend beim Scheine der Straßenlaterne vor dem Fenster seiner Villa hatte stehen sehen. Jeder Irrtum war ausgeschlossen, denn dieses gebräunte Gesicht mit dem schwarzen Vadenbart war zu auffallend, als daß er es hätte verkennen können. Unwillkürlich sagte er nach seiner Brusttasche, um sich zu vergewissern, daß das Etui mit dem Diamanten noch darin war.

Noch bevor der Zug in Frankfurt angekommen war, hatte sich Leubingen einem in ihm aufsteigenden Verdachte, dessen er sich selber schämte, Folge gebend, entschlossen, statt in seinem gewohnten Hotel, dem „Frankfurter Hof“, in den weniger bekannten „Vier Jahreszeiten“ abzustiegen.

Während er dem Portier des Hotels zu seinem Wagen folgte, verlor er in dem sich auf dem Bahnsteig drängenden Publikum seinen Reisegefährten aus den Augen.

Die Gewohnheit ist eine Macht, der Herr Leubingen mehr als jeder Andere unterworfen war. In den „Vier Jahreszeiten“ gefiel es ihm schon deswegen nicht, weil es nicht sein altgewohnter „Frankfurter Hof“ war. Die Folge war, daß er mit sich selbst und der ganzen Welt unzufrieden wurde.

Leubingen wollte eben den Saal verlassen, als für einen verspäteten Ankömmling eben ein Diner serviert wurde. Herrn Leubingens Blicke fielen auf diesen Gast, und wer beschreibt seinen Schreck, als er in ihm den Gegenstand seiner Gedanken, den Herrn mit dem schwarzen Barte, erkannte.

Der erste Zug am nächsten Morgen entführte Herrn Leubingen nach Heidelberg. Er atmete erleichtert auf, daß er seinen unheimlichen Mitreisenden nicht erblickte. In Heidelberg verbrachte er einen angenehmen Tag und eine ruhige Nacht. Allmählich kehrte auch seine gute Laune wieder, und als er Tags darauf in Basel anlangte und in seinem gewohnten Absteigequartier, den „Drei Königen“, gelandet war, hatte er sein kleines Reiseabenteuer schon ziemlich vergessen.

In der angenehmen Kühle eines Mondscheinabends saß er auf der Terrasse des Hotels, von der aus sich eine so schöne Aussicht auf den Rhein bietet. Nichts störte ihn, aber als er sich umwandte, sah er den Herrn mit dem schwarzen Vadenbart neben sich stehen.

Er bekam einen fürchterlichen Schreck, das war zu viel für ihn.

Er wurde offenbar von dem Manne verfolgt! Daran konnte kein Zweifel mehr sein. Wer auch immer er war, soviel stand fest, daß ihm das Geheimnis des Diamanten bekannt sein mußte. Zufall oder Absicht hatte es ihn an jenem Abend erfahren lassen.

Da es Herrn Leubingen in Frankfurt so gut gelungen war, durch seine schnelle Abreise den Verfolgungen des Fremden zu entziehen, beschloß er auch jetzt diese Taktik zu wiederholen. Auch brannte ihm der Diamant wie Feuer auf der Brust und er sehnte den Augenblick herbei, in dem er sich seines Auftrages entledigen konnte. Ihm fiel ein Stein vom Herzen, als die Zeit des Abfahrens des Zuges herannahte und sein Verfolger auf dem Bahnhof nicht zu erblicken war. Bis zum letzten Augenblick blieb Leubingen auf dem Bahnsteig, und mit einem Gefühl der Erlösung stieg er dann in den Zug. Schon hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt, als plötzlich die Tür seines Abteils abgerissen wurde und ein Gepäckträger, dem ein vollkommen atemloser Reisender folgte, eine Handtasche und Reisendecke in den Wagen hineintwarf. Die Tür wurde zugeschlagen, zum letzten Male pffiff die Lokomotive und der Zug dampfte zum Baseler Bahnhofe hinaus. In der einen Ecke des Wagens saß Herr Leubingen, in der anderen — der von ihm am entferntesten — der Herr mit dem schwarzen Vadenbart.

Eine lange Tagesreise lag vor ihnen, und Leubingen war unbewaffnet. Als ihm das Schreckliche seiner Lage zu Bewußtsein kam, sank ihm der Mut und unwillkürlich zog er sich in seine Ecke zurück.

Eine fürchterliche Spannung herrschte im Wagen; ruhig zu bleiben, schien fast unmöglich. Leubingen kam ein Gedanke, wie sie einem in solch verzweifelter Lage bisweilen einfallen. Wenn er auch nicht bewaffnet war, so wollte er sich wenigstens den Anschein geben, als wenn er es wäre. Das konnte immerhin einen gewissen Erfolg haben, zum mindesten mußte er die Katastrophe hinausschieben. Fest entschlossen nahm er eine kühne, ja sogar drohende Haltung ein. Seinem Gefährten warf er einen herausfordernden Blick zu und fuhr dann mit der Hand nach der Tasche, als wollte er einen dort befindlichen Revolver hervortholen. Zu seiner aufrichtigen Freude hatte diese List auch den erhofften Erfolg. Schreck und Angst malte sich auf den Zügen des gegenüber sitzenden Herrn, der sich in seine äußerste Ecke zurückzog. Wie sollte er aber diese Täuschung aufrecht erhalten? Was sollte er jetzt tun? In diesem Augenblick brachte ein Pfiff der Maschine Herrn Leubingen fast um den Verstand. „Varnherziger Himmel!“ Er hatte ja ganz und gar den langen Tunnel vergessen. Und jetzt fuhren sie hinein! Unwillkürlich suchten seine Augen nach der Lampe. Sie war nicht angezündet.

Wefangen! Verloren! Die entsehltesten Gedanken strömten auf ihn ein. Mit einem schrillen Pfiff fuhr jetzt der Zug in den Tunnel, in die Finsternis ein. Ein panischer Schrecken hatte sich seiner bemächtigt, und kaum noch wissend, was er tat, versuchte er leise die Tür des Wagens zu öffnen. Sie war aber von außen verschlossen. Seine Bewegungen mußten jedoch wohl gehört worden sein, denn am anderen Ende des Wagens ließ sich ein Geräusch vernehmen. Der verhängnisvolle Augenblick war gekommen, der Mörder näherte sich seinem Opfer! In seiner furchtbaren Todesangst stürzte Leubingen zu Boden und kroch unter den Sitz des Wagens.

Wie lange er hier niedergekauert saß, mit starren Gliedmaßen und kaum imstande, zu atmen, wußte Leubingen selber nicht, denn wer in Todesangst schwebt, verliert jedes Maß für die Zeit. Ein außergewöhnlich starker Luftzug, der plötzlich in den Wagen hereinstürzte, ließ sein Herz still stehen, um es dann rascher schlagen zu machen. Die entgegengesetzte Tür des Wagens stand offen. Etwas war geschehen. Was aber?

So sehr er sein Gehör auch anstrengte, er konnte nichts vernehmen als das Rauschen und Donnern des Zuges, der noch immer durch den Tunnel fuhr; mitten im Wagen blieb alles still.

Endlich erreichte auch der Tunnel sein Ende und das helle Sonnenlicht erfüllte den Wagen mit seinem goldigen Schein. Mit größter Vorsicht guckte Herr Leubingen unter seinem Sitze hervor. Er war jetzt ganz allein. Der unheimliche Herr mit dem schwarzen Vollbart war verschwunden.

Auf der Station, die am Ausgange des Tunnels gelegen ist, stieg Leubingen, fast ehe noch der Zug zum Halten gekommen war, aus und nahm für den Rest der Reise in einem gut besetzten Abteil zweiter Klasse Platz. Wenige Stunden später ging der kostbare Brillant aus seiner Obhut in die des Bruders von Herrn Gehren in Luzern über und Herr Leubingen war seiner Verantwortung enthoben.

Bei seiner Rückkehr nach Berlin machte Herrn Leubingens Abenteuer in seinem Bekanntenkreise kein geringes Aufsehen. Er war der Held des Tages und nicht oft genug konnte er seine Erlebnisse erzählen. Sein Freund Bürgelheim gab ihm zu Ehren ein großes Diner. Mit seiner gewohnten Pünktlichkeit war Leubingen der erste Gast, der erschien.

„Uebrigens,“ sagte Bürgelheim zu ihm, nachdem er ihn recht herzlich begrüßt hatte, „übrigens sind Sie es nicht allein, der solche Vorbeeren geerntet hat. Sie kennen doch Herrn Lehmann, der die Villa neben Ihnen bewohnt?“

„Nein, den Menschen habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen, was ist denn mit ihm los?“

„O, er hat ein ähnliches Abenteuer erlebt. Es war auch in der Schweiz und auch in einem Tunnel, ich weiß freilich nicht, ob es der von Olten war.“

„Was Sie sagen! Das ist doch aber ein merkwürdiges Zusammentreffen.“

„In seinem Falle war es aber ein Verrückter und kein Räuber. Stellen Sie sich mal seine schreckliche Lage vor. In einem Eisenbahnwagen allein mit einem Verrückten eingesperrt zu sein, der noch dazu mit einem Revolver bewaffnet ist! Ein langer Tunnel, eine erlöschte Lampe, der Verrückte ist im Begriff, in der Finsternis des Tunnels sein Opfer anzufallen, das gerade noch im letzten Augenblick gerettet wird. Lehmann hatte noch so viel Geistesgegenwart, die Tür zu öffnen und sich den Anschein zu geben, als ob er ausstiege, während er sich in Wirklichkeit unter seinem Sitz versteckte. Diese List rettete sein Leben. Er glaubt, daß er in der stickigen Luft ohnmächtig geworden sein muß, denn er kann sich nur noch erinnern, daß, als er zu Bewußtsein kam, der Zug bereits Olten verlassen hatte und er allein im Wagen war. Von dem Verrückten war keine Spur mehr zu entdecken.“

Gerade in diesem Augenblick trat der Diener ein und meldete: „Herr Lehmann.“

Bürgelheim ging seinem neuen Gaste entgegen und führte ihn Herrn Leubingen mit den Worten zu:

„Die Herren kennen einander wohl schon?“

Und das war auch der Fall. Das Erkennen war ein gegenseitiges. Mit offenem Munde starrte Leubingen voller Verwunderung den Herrn mit dem schwarzen Vollbart an, während Lehmann unter dem durchdringenden Blick des „Verrückten“ erst unwillkürlich einen Schritt zurückwich.

AUS FERNEN ZONEN

Ein Freund des Menschen.

Der Kotosnukbaum ist wahrscheinlich der nützlichste aller auf Erden wachsenden Bäume. Er liefert sowohl Speise wie Getränk, nützliche Gerätschaften, wie Material zum Häuserbauen und Dachdecken. In einigen Gegenden Indiens besteht die Nahrung der Eingeborenen fast ausschließlich aus dem Eiweißstoff, welchen die Ruz enthält, und der milchartige Saft derselben dient zum Trinken; man bereitet auch Wein und Zucker daraus. Auch wird Kotosöl aus dem Fleische der Ruz gepreßt, welches in frischem Zustande klar ist und beim Kochen Verwendung findet, während der dickere Saft, Stearin genannt, zur Herstellung von Kerzen dient. Ferner bereitet man Seife aus dem Kotosöl, man brennt es in Lampen, und auch das Glycerin wird aus gereinigtem Kotosöl gewonnen. Die Faser, welche man früher nur zur Anfertigung von Stricken verwendete, wird jetzt zur Herstellung von Matten, Besen, Bürsten und dergleichen Dingen verarbeitet. Das Holz dient der Kunsttischlerei und nimmt eine feine Politur an. Die harte Schale der Ruz gibt Schüsseln, Teller und anderes Geschirr. Die Wurzel wird, wie die Areca- und Betelnuß, gelaut. Der Bambus läßt sich vielleicht zu noch weitergehender Nützlichkeit ausbeuten, als die Kotosnukpalme, doch kann man ihn füglich nicht den nützlichsten aller „Bäume“ nennen, da er, genau genommen, nur eine Art Gras ist. Ein Engländer, Mr. Fortune, sagt von ihm: „Es dürfte schwer sein, zu sagen, zu was der Bambus nicht dient. Er steht in fortwährendem Gebrauch in den Häusern, auf den Feldern, zu Wasser und zu Lande, in Friedens- und in Kriegszeiten. Während seiner ganzen Lebensdauer dient der Bambus dem Chinesen zu allen möglichen und erdenklichen Zwecken, und diese seine Dienstbarkeit hört auch mit dem Tode seines Herrn und Meisters nicht auf, den der treue Bambus auf jene Hügel Seite trägt, wo sein Grab ihm bereitet ist.“

Bunte Blätter.

Kostbarer Globus. Der Schah von Persien hat einen Erdglobus, der zwar weniger korrekt, dafür aber um so prachtvoller zu nennen ist, da die einzelnen Länder auf demselben durch edle Gesteine zur Darstellung kommen. So wird z. B. Italien durch Topase, Frankreich durch Saphire, England durch Rubine u. s. w. bezeichnet. Die Meere bestehen dabei aus Smaragden.

Eheschließung im nördlichen Borneo. Bei den Wassans in Nordborneo erfolgen die Eheschließungen im Urwalde nur in Gegenwart der zwei beteiligten Familien, doch ohne jede begleitende Festlichkeit. Der dabei beobachtete Ritus besteht nur darin, daß dem Brautpaar mit einem hölzernen Messer ein leichter Riß in die Wade beigebracht wird. Nachdem das vor den Zeugen geschehen, siedelt das junge Ehepaar mit ins Vaterhaus der Braut über, wo er nun als Familienmitglied gilt.

Der Felsen des Niagarafalles. Nach Berechnungen des Professor Woodward in Washington wird der Felsen, von welchem der Niagarafall herabstürzt, in ungefähr 2200 Jahren vollständig verschwunden sein. Die Felsmasse, welche zwischen den Jahren 1842 und 1875 an dem Horseshoe- (Hufeisen-) Fall durch das Wasser abgenutzt worden ist, betrug 18 500 Quadratfuß oder 0,425 Ader. Die ganze Länge der Konturen der Fälle des Niagara ist 2300 Fuß. Wenn durch das Wasser jährlich 2 1/2 Fuß von den Gesteinsmassen hinweggewaschen werden, so bedürfte es in der That nur 2200 Jahre, um den ganzen Felsen des Niagarafalles verschwinden zu machen.

Chinesische Seesäuber. Auf einem Dampfer, der längs der chinesischen Küste verkehrt, befand sich unter einer Anzahl von Passagieren auch eine Dame, die plötzlich behauptete, es sei ihr ein kostbarer Stein abhanden gekommen. Nach weiterem Nachsuchen meldete sie jedoch erfreut, das Juwel habe sich in ihren Effekten wiedergefunden. Als kleine Strafe für die erregte Beunruhigung schlug ein Passagier vor, die Dame solle das ganze Schiff mit einem festlichen Tee traktieren. Scheinbar notgedrungen stimmte sie zu; als aber alle von dem Getränk genossen, fielen sie — vom Kapitän bis zum letzten Schiffsjungen — in tiefen Schlaf, nur einige Männer, schlaue Piraten, und jene Dame, die mit ihnen dasselbe Spiel spielte, blieben munter. Die Männer plünderten nun mit Gemütsruhe das Schiff, bestiegen dann ein Boot und fuhren mit ihrer Beute unbehelligt davon.